

Lieb Vaterland.

Roman von Rudolf Straß.

(6. Fortsetzung.)

Er auch. Von drüben hörte man die joviale Stimme des Generals. Seine Worte verloren sich in ein Gemurmel. Karl Feddersen hatte den Kopf gesenkt. Er überlegte. Atemlos. Möglichst rasch. Besonnen.

„In vier Wochen komme ich wieder nach Berlin!“ sagte er langsam. „Da würde ich Sie also nicht mehr treffen, gnädiges Fräulein?“

„Nein. Da treffen Sie mich nicht mehr!“

Wieder war eine Pause. Jeden Moment konnte jemand eintreten, lassen, das verprengte Paar zur Gesellschaft zurückholen. Alles war dann vorüber. Es war eine der großen Sekunden im Leben, wo das Schicksal auf einer Karte stand. Der junge Millionär erhob sich, schloß leise die Tür und kehrte zu seinem Platz zurück. Das junge Mädchen sah ihn erkaunt an. Ein erster Argwohn wurde in ihren dunklen Augen wach.

„Nun muß ich also offen mit Ihnen sprechen, gnädiges Fräulein!“ versetzte Karl Feddersen entschlossen.

„Mit mir?“ wiederholte sie langsam, ungläubig. Sie wurde plötzlich blaß bis unter die schwarzen Haarmurzeln.

„Ja. Bitte, bleiben Sie! Bleiben Sie ruhig sitzen! ... Sie müssen! ... Sie sind es mir schuldig! Ich hätte ja gewartet! ... Ich hätte Ihre schmerzlichen Gefühle gehört. Aber da Sie Knall und Fall von hier fort wollen ... in die Welt hinaus, wo ich Sie vielleicht nirgendwo wiederfinde ...“

Nun ahnte sie schon, was kam. Eine fliegende Notiz schloß über ihre Wangen, verschwand wieder und machte einer noch bleicheren Blätter: Platz. Sie hielt die Hände im Schoß verschlungen. Sie schaute vor sich starr auf einen Punkt am Boden. Sie atmete schwer. Sie richtete sich nicht mehr. Er fuhr fort, gekämpft, vertraulich, um sie nicht zu erschrecken.

„Ich bin doch Ihr Freund! Sie haben mich von vornherein als solchen betrauert. Sie haben mich zu Rat gezogen, meine Hilfe gewollt. Da darf ich doch auch als Freund sprechen — nicht wahr?“

Sie bejahte es nicht. Sie antwortete keine Silbe. Aber eine kaum merkbare Bewegung des gesenkten Hauptes gab ihm Mut.

„Sie haben mir viel von sich erzählt, Fräulein von Teuffern! Ich habe daraus erfahren, daß Sie nicht glücklich sind. Sie sind trotz ihrer jungen Jahre in vieler Hinsicht vom Leben enttäuscht — nicht nur in dem einen Fall, in dem jetzt Ihre Hoffnung Sie so grauam betrogen hat und den Sie so tapfer tragen — nein — überhaupt — es ist da ganz einfach ein Zwiespalt: Sie leben in Verhältnissen, die für Sie zu eng sind. Sie sind für viel größere Verhältnisse geschaffen, für die größten. Sie fühlen das auch. Sie suchen irgendwo Ihre Lage zu ändern. Aber Sie wählen den falschen Weg! Mit dem Herumirren in der Welt in abhängiger Stellung wird es nicht besser ...“

Er erwartete nicht, daß sie ihm etwas erwidern würde. Er fuhr gedämpft fort:

„Ich bin ein nüchternen Mensch! Ein Mensch des praktischen Lebens, der sich keine Illusionen macht! Ich bin in letzter Zeit zu viel durch Kopf und Herz gegangen. Es wäre Vermeßlichkeit, wenn ich annehmen wollte, Sie hätten in der kurzen Zeit, die wir uns kennen, andere Empfindungen gegen mich gewonnen, als ein bishinigen Freundschaft und Vertrauen! Aber die sind doch da ... nicht wahr, Fräulein von Teuffern?“

Sie zitterte leise. Einen Augenblick wandte sie halb den Kopf und schaute ihn an. Er sah sie an. Es war wie eine unwillkürliche Bewegung des Zweifels, ob er das auch ernst nähme, was er sprach. Er sah, es kam ihr wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Alles auf Erden hatte sie jetzt vermutet als seinen Antrag. Es lag nicht Schrecken, nicht Freude, nicht Jorn auf ihren Zügen, nur ein Horres, grenzenloses Staunen, von dem sie sich erst langsam, allmählich erhobte. Sie drehte sich wieder zur Seite, machte mit der Hand eine stützhaltige, mechanisch das Haar glättende Bewegung nach der Seite, atmete gepreßt auf und schaute wieder stumm auf den Punkt vor ihren schmalen Schuhspitzen hinab. Er glaubte, ihr stürmendes Herzklopfen zu hören. Seines auch. Er mochte sich selbst: „Kalt Blut! ... Kannst du mir ...“

„Nichts überstürzen!“ ... Er konnte aus dem Umkreis ihres Profils, den gesenkten langen Wimpern, dem schmerzhaften Mund nicht entnehmen, was es in ihr ausschaute. Er sagte einfach:

„Ich hatte es mir so schön gedacht: Wenn mich der Weg wieder nach Berlin führt, so komme ich wieder zu Ihnen ins Haus und darf

mit Ihnen und den Ihren drüben am Tisch sitzen und werde ein Freund der Familie und bei Ihnen heimisch, und Sie lernen mich auf diese Weise immer näher kennen und sehen, daß ich kein böser Mensch bin, wenn ich auch Geld hab'. Ich kann mein Geld doch nicht ins Wasser werfen. Ich hab' es doch nun einmal. Es hat doch auch sein Gutes! ... Ich bin dadurch in der Lage, meiner künftigen Frau jeden, aber auch jeden Wunsch zu erfüllen, sie mit allem denkbaren Luxus zu umgeben, sie auf den Händen zu tragen ...“

Er hielt inne. Er überlegte, ob er in dieser Ausmalung der Zukunft weitergehen sollte. Ja!

„Mein kleines Palais in Paris wartet nur auf seine Herrin ... Ich bin ein sehr reicher Mann. Viel reicher wohl, als man sich das bei Ihnen vorstellt. Reisen, Toiletten, Schmuck, Dienerschaft, Automobile — das spielt alles bei mir gar keine Rolle. Mißverstehen Sie mich ja nicht, liebste Fräulein von Teuffern: Das ist gewiß nicht das Leben selber, aber ein gutes Stück davon! Mancher braucht es ja nach seiner Natur. Sie zum Beispiel gewiß! Und ich hab' nur den einen schmerzlichen Wunsch, das, was ich hab', mit jemandem zu teilen, den ich von Herzen lieb hab' ... vom ersten Augenblick ab, wo ich Sie sah ...“

Er rückte seinen Stuhl noch näher zu ihr heran, ganz dicht.

„Ich hab' an Ihre Eltern geschrieben! Ich bin mit deren Einwilligung heute hier zu Gast!“ Er verbesserte sich rasch, da er das eigenwillige rasche Zurückziehen ihres Kopfes sah. „Nur um mich vorzustellen, natürlich! Weiter nichts! Ihr Vater überläßt, scheint mir, Ihre ganze Schicksal Ihnen selbst. Das heute sollte ja nur der erste Schritt sein. Aber was tue ich, wenn ich wiederkomme und Sie sind über alle Berge! ... Ich bitte Sie, bleiben Sie doch hier! ... Versprechen Sie mir nur das eine!“

Sie schwieg. Er frug sich verzweifelt: Wenn ich nur wüßte, was jetzt in ihr vorgeht! ... Aber wenigstens blieb sie sitzen. Sie hörte ihn an. Er verfolgte auf gut Glück seinen Pfad weiter. Er bat:

„Prüfen Sie, wer ich bin, Fräulein Margarete! ... Machen Sie sich allmählich mit dem Gedanken vertraut, in welcher glänzenden Lebenslage ich Sie führen würde. Sie wollten eine einfache, kleine Offiziersfrau werden. Ich mache Sie zur vielfachen Millionärin. Stöhen Sie sich nicht daran, daß ich nicht aus Ihrer Umgebung komme. Sie sind ja selbst von Ihrer Umgebung so erschrieben. Wegen Sie mit einer Prüfungzeit auf! ... Ich verpfehle Ihnen: Ich will Sie nicht quälen! ... Ich will geduldi warten, bis die Zeit da ist, daß ich Ihnen die antwortende Frage vorlegen darf ...“

Margarete von Teuffern richtete sich auf und sah ihm ins Gesicht. Sie war noch bleich, aber sehr gefasst.

„Wenn das keine stützige Laune bei Ihnen ist ...“ sagte sie langsam.

„So bin ich wohl Gott nicht! Ich hab' Sie gesehen und liebe Sie auch schon! Es ist mein heiligster Ernst ...“

„Also, wenn das Ihr Ernst ist ...“ Er bebt, die Worte aus ihren Lippen zu lesen. „Sprechen Sie doch weiter!“ drängte er. Sie blieb mit ihren Gedanken noch eine Sekunde stehen, im letzten Entschluß. Wenn der heraus war, war alles entschieden ...

„... dann können Sie diese Frage auch gleich an mich stellen Herr Feddersen!“

Der Atem stockte ihm. Er glaubte nicht recht zu hören. Es tanzte ihm vor den Augen. Seine Stimme zitterte:

„Heißt das Ja oder Nein?“

„Das junge Mädchen schaute an ihm vorbei ins Leere. Nur die ineinandergepreßten Finger verrieten ihre Erregung. Sie sprach ganz klar und ruhig.“

„Wenn Ihnen vorerst mein Vertrauen genügt ... das fühle ich wirklich, Herr Feddersen ...“

Er faßte ihre Hände. Sie überließ sie ihm willentlich.

„Dann sagen Sie Ja?“

„Ja.“

„Gleich?“

„Gleich!“

auf. Er fühlte den leisen Gegendruck ihrer Hand ...

8.
Vor dem Hotel Adlon in Berlin hielt gegen Abend eine Gepäckdrofche. Ein schmachtiger, blond, spitzbärtiger Herr sprang heraus und lief nervös an die Empfangskranke. Waren seine telegraphisch bestellten Zimmer bereit? Für Monsieur Alexandre Feddersen aus Paris? Jawohl! Schon Briefe da? Depeschen? Her damit! Und wohnte sein Bruder, Herr Karl Feddersen, wieder hier? Auch das. Der Herr war vorgestern angekommen! Dies seine Zimmernummer! Der Pariser nicht aufgezeigt. Er glied, wie er in den Lift trat, sich den goldenen Zylinder zurecht und die für ihn eingetroffenen Telegramme auftrif, mehr einem vielbeschäftigten Rechtsanwalt als einem kühlen Finanzmann. Untermwegs las er die Drahtnachricht seines anderen Bruders aus Moskau. „Sind gleichfalls konfirmiert über Karls Verlobung. Reite, was Du kannst. Bin mit Transaktion Virsula schlimmstenfalls einverstanden. Nicolai.“

Sascha Feddersen nahm sich nicht erst die Zeit, seine eigenen Räume aufzusuchen und sich um sein Gepäck zu kümmern. Er lief im ersten Stockwerk, besaß und in Reifelleidern, hinüber nach dem Zimmer seines Bruders und schlug erbittert mit der silbernen Kralle seines Spazierstocks gegen die Tür.

„Herein!“

Karl Feddersen stand mitten in dem großen, hellerleuchteten Raum. Er war in Frack und weißer Binde, eine weiße Zuberose im Knopfloch. In der Hand hielt er lächelnd und prüfend einen Kiesenstrauch in Seidenpapier zerschlagener weißer Blüten. Er machte einen durchaus festlichen Eindruck. Er war Bräutigam vom Scheitel bis zur Sohle. Er lachte:

„Bonbons! ... Sascha ... Du auf einmal in Berlin! ... Das ist ja nett!“

„Das ist gar nicht nett!“ Der andere warf sich erschöpft in den nächsten Sessel und entzündete sich mit zitternden Fingern eine Zigarette. „Nun, mon cher, c'est trop! ... Du siehst mich sprachlos!“

Karl Feddersen zupfte sich vor dem Spiegel die goldblöppige weiße Weste glatt und warf einen Blick auf die Bügelstange der Beinkleider. Das beschäftigte ihn mehr als die Verzweiflung des Bruders. Der hab entschlossen an:

„Was zu toll ist, ist zu toll! Du kommst vor vier Wochen Ende Januar glücklich auf mein Drängen nach Paris zurück, bist ganz der alte ... Fragt man Dich nach Deinen Berliner Herzensabenteuern, so zuckst Du die Achseln: das sei nun vorüber! ... Ich Esel glaub's! Alle glauben's, sogar meine Frau — Madge, die sonst in derlei effektiv helfend ist! ... Wir beruhigen uns! Wir erklinden Dich die ganze Zeit bei uns im Kontor an der Arbeit, höchstens, daß Du auf ein paar Tage nach Brüssel gingst ...“

„Da war ich halt dessen infognito in Berlin!“ Karl Feddersen strahlte wie ein Schuljunge.

„Ich dachte's mir doch! Vordorgestern bist Du auf einmal verschwunden. Niemand ahnt, wohin. Vorgehen kommt von hier Deine Verlobungsanzeige! Und gleich an alle Welt! Die Sache ist an der großen Glocke! Das Telefon kam gestern in meinem Haus nicht zur Ruhe!“

„Wärst Du doch in Deinem Hause geblieben! Du peut-on être mieux qu'au sein de sa famille? Im Ernst ... Man cher ... Ich habe mich schon bei meinem ersten Aufenthalt im Januar verlobt. Aber wenn ein in Frankreich lebender Russe eine Deutsche heiratet, so ist der Standesbeamte in Berlin nicht glücklich, bis er nicht einige Dugend Amtspapiere und Konsulatsstempel in Händen hat. Wozu, bis das herbeigeholt ist, das Geschrei von allen Seiten? Du wartest ich lieber, bis das Aufgehört ist, und stellst Euch vor ein fait accompli. In vier Wochen ist Hochzeit!“

„Also hast Du Dich die ganze Zeit vertriebt?“

Karl Feddersen zuckte die Schultern und besprengte sein Taschentuch mit köstlich Wasser.

Wozu ist man denn homme d'affaires? Mein künftiger Schwiegervater hat auch erst vorgestern die Verlobung seiner Tochter bekannt gegeben. Meiner Schatzung nach an die halbe preussische Armees. Es gingen zwei große Wochenscheine voll Anzeigen auf die Post.“

Sascha Feddersen faltete gottgegeben die Hände. Er war erschütterter.

„Also ist auch hier schon die Sache offiziell?“

„Vollkommen! Die Trauung ist im Dom. Das Festessen hier im Hause. Hundert Gedeck. Alles im größten Stil. Ich will von vornherein meiner Frau die ihr gebührende Stellung geben. Die Einladungen erfolgen morgen. An Euch auch!“

„Aber ...“

„Und Du wirst die Güte haben, dazu hier zu erscheinen! Und Madge wird bonar, malgré mitkommen. Und Nicolai mit seiner Frau auch!“

„Gefahrte einmal ...“

„Ich gefahrte nichts! Ich hab' es nicht nötig, meine Wahl zu verteidigen.“

„Bitte! Ich habe gar nichts gegen die junge Dame. Ich habe mich schon im Januar unter der Hand erkundigt. Ich gebe gern zu, daß die Familie prima ist. Aber eben hier im Lande. In ihren Kreisen! Es ist nicht unser Land. Es sind nicht unsere Kreise!“

„In die führe ich meine Frau aber ein! Du wirst Dich wundern, wieviel Talent zur Pariser Mondaine sie besitzt!“

„Mag sein! Das geht mich nichts an. Unsere gemeinsamen Interessen liegen auf einem ganz anderen Feld!“

„Aha! Nun kommen wir zur Sache!“ sagte Karl Feddersen geschäftsmäßig.

„Die Unterschrift meines Schwiegervaters in New York, mein bester Charles, gilt Millionen!“

„Das ist mir keine Neuigkeit!“

„Und bei Nicolais Schwiegervater, dem alten Wolff, braucht es nicht einmal eine Unterschrift. Sein Wort ist auf der Moskauer Börse bar Geld!“

„Stimmt!“

„Oh bien! Wieviel ist Dein künftiger Schwiegervater wert?“

„Herrgott, er ist doch preussischer General.“

„Den preussischen General in Ehren! Aber das macht seine Wechsel um kein Haar besser!“

Karl Feddersen mußte lachen. Der alte Teuffern und Wechsel! Darunter verstand der leichtsinnige Querschreiber eines verschuldeten Husarenleutnants. Davor hatte der einen Heidenrespekt. Der Pariser blies nervös den Zigarettenrauch durch die Nase und fuhr fort:

„Das kommt davon, wenn man in andere Kreise heiratet! Wir sind nicht Generale, sondern Kaufleute. Charles: denke doch einmal an die Firma! Urteile nicht als Bräutigam, sondern als Associé. Wo kämen wir denn hin, wenn wir das alle tun wollten? Wir müssen doch auch einmal unsere Töchter wieder ausstatten. Wir brauchen Geld!“

„Hat Dir Madge den Sermon aufgeföhrt? Für Dich allein ist er zu schön. Sascha! Schade, daß Nicolai nicht auch da ist! Dann könnte ich Euch beiden zugleich meinen Trumpf auf den Tisch werfen!“

„Welchen Trumpf?“

„Nun eben die Karten! Entfinnst Du Dich, wie Nicolai früher in Moskau gespielt hat? Und die verückten Spekulationen, um die Verluste zu beden? Das Reiseschiff mit Mac Alan? Papa war wütend! Der Bruder kam uns damals teuer zu stehen!“

„Er hat sich längst beruhigt!“

„Und Du, mein kleiner Sascha! Wirst Du nicht noch nachträglich recht, wenn Du an Deine Pariser Streiche von früher denkst? Wie Du damals monatlang überhaupt nicht aufs Bureau kamst und Dein bewußtes Quartier drüben auf dem anderen Seine-Ufer hattest? Diese Madame Dingaba — na ... lassen wir's! Ich hab' segar ihren Namen vergessen!“

Der Pariser drehte nervös und etwas schuldbehaftet den dünnen blonden Spitzbart zwischen den Fingern. „Seit ich verheiratet bin, Charles, kann mir niemand mehr etwas vorwerfen!“

„Es tut's auch feiner. Aber in der Zeit, wo Du nichts gemacht hast und Nicolai nur Dummheiten, hab' ich gearbeitet wie ein Neger unter Papas Fuchtel. Ich hab' damals für Euch mitgeschuftet. Dies Saldo zu meinen Gunsten hab' ich längst in der Stille gebucht. Willst Du's anerkennen oder nicht?“

Sascha schwieg. Er war ein wenig kleinlaut.

„Ich heirate ein Mädchen ohne Mitgift. Die Firma gibt ihren Segen und unser Konto ist ausgeglichen!“

„Dalt, so rasch geht das nicht!“

Es war eine Pause. Die Brüder machten sich mit mißtrauischen Gesichtsbildern. Der Pariser bummelte, anscheinend gelangweilt und der ganzen Sache müde, die Hände in den Hosentaschen, in dem Zimmer auf und ab. Er gähnte. Er kam auf etwas anderes zu sprechen.

„Du, Charles, richtig! ... ich habe da noch eine Depesche von Nicolai ... Wir wollen endlich einmal die Geschichte mit der Virsula-Brauerei in Ordnung bringen! Du weißt: Nicolai und ich stehen auf dem Standpunkt, daß Du keine Rechte an dem Unternehmen hast. Du mußt endlich einmal formell auf diesen Aktienbesitz zu unseren Gunsten verzichten!“

„Ich denke nicht daran! Warum soll ich Euch denn das schenken?“

„Weil wir Dir dann in Gottes Namen auch entgegenzunehmen bereit sind mit Deiner Verlobung!“

„Die fehlende Mitgift ist schon kompensiert!“

„Nein!“

„Die Hälfte will ich in Gottes Namen hergeben, Ihr Spitzbuben!“

„Um so besser! ... Um so besser! ... Wir hatten immer Sorge, meine Frau und ich, daß ... Sie wissen ja, lieber Feddersen, ... ich hab' mir ja meinerseits meinen Schwiegervater auch eigentlich anders gebacht ...“

„Aber Ezzelenz ...“

„Verstehen Sie mich nicht falsch: mir wäre jemand aus dem Kreise, den ich überhaupte, lieber ... wo ich

er verächtlich. „Also meinetwegen! Der Klügere gibt nach!“

Der Jüngere streckte ihm die Hand hin. Er nahm sie. Beide lachten wie nach einem guten Spas.

„Aber wohlverstanden: Ihr kommt beide mit Euren Frauen zur Hochzeit und seid nett zu Margot!“

„Wir werden unsere Verwandtenpflicht erfüllen!“

„Und nun entschuldige mich! Mein Schwiegervater gibt heute das offizielle Verlobungessen! Auf Wiedersehen morgen!“

Unten wartete schon das Automobile. Es fauste dahin. Aber es fuhr Karl Feddersen noch zu langsam. Er verzehrte sich wie jeden Tag nach dem Anblick seiner schönen Braut. Er glaubte eigentlich erst immer wieder an ihr Dasein, wenn er sie wirklich sah. Bis dahin war sie im Märzgen. Ein Wunder. Nicht von dieser Welt, in der die Brauerer Virsula lag. An die dachte er dazwischen, nicht mit Reue, aber mit dem Trennungsschmerz des Kaufmanns. Es fiel ihm fiendstheilig ein: nächstes Jahr wollten sie ja junge Aktien emittieren ... Nun schöpften die Brüder die Sahne ... Er ärgerte sich. Dann vergaß er sie in seiner Bräutigamsstimmung und küßte die Treppe zur Teuffernschen Wohnung empor.

Er kam eine halbe Stunde vor den Gäiten, denen er heute gezeigt werden sollte. Seine künftige Schwiegervater war allein in dem Raum, der ebenso wie die anderen Zimmer seit Wochen erotisch verwandelt war durch die Fülle kostbarer, jeden Morgen von ihm gefandter Blumen. Margarete ordnete den ganzen Tag daran herum und pflegte und verteilte sie da und dort hin. Es leuchtete zwischen dem nächstern Hausat von Orchideen und Lilien, von Rosenbüschen und Fliedersträucher mitten im Winter. Wie ein Abglanz des unwahrscheinlichen Füllhorns von Reichtum und Pracht, das sich plötzlich über dieses Haus ergossen.

„Ich bringe Ihnen schöne Grüße, Ihre mament!“ sagte Karl Feddersen, der Generalin die Hand küßend.

„Von meinen Brüdern und deren Frauen! Ich habe eben von ihnen wahrhaft reizende Briefe zur Verlobung erhalten. Es sind liebe Menschen! Sie nehmen Margarete mit offenen Armen auf. Ueberhaupt ... Wir werden unglaublich glücklich sein, Mama!“

Die alte Dame prüfte ihn mit einem eigenen Lächeln auf dem gegliederten, einst schön gewesenem Gesicht.

„Ja, machen Sie nur die Geste glücklich! So leicht ist es nicht! Jetzt, lieber Karl, wo auch von Ihrer Familie aus alles in Ordnung ist, möchte ich es Ihnen doch einmal sagen! ... Eine so bequeme, einfach dankbare Frau, wie es hundert andere sein würden, werden Sie an ihr nicht haben!“

„Mein Gott — wie kommen Sie darauf?“

„Als ihre Mutter! Ich kenne sie besser als sonst ein Mensch. Sie hat viel von mir, mehr, als sie selber weiß. Mir hat die stete Liebe und Geduld meines Mannes über vieles hinweggeholfen, was in mir ungefüllt war! ... Er war mein Halt! ... Seien Sie es Greta auch! Es tut not!“

Er schloß von ihren Worten nur das Reuere auf. Er suchte sie zu beruhigen.

„Ich werde Margarete auf den Händen tragen! Ich weiß, daß sie zu Luxus neigt! Daß ihr der in erster Zeit zu Kopf steigen wird! Mag sie verschwendeln! Ich rechne ihr nichts nach! Sei's her nicht!“

„Ja, das Geld! Für Sie ist es das Geld! Aber dann kommt der Augenblick, wo die Greta Sie sucht! Dann seien Sie zur Stelle! Dann halten Sie sie fest! ... Glauben Sie mir: Sie braucht eine starke Hand ...“

Nach dem Streit mit dem Bruder nun auch hier diese unvermutete Warnung. Es pochte nicht zu Karl Feddersens rosigter Laune. Es war ja auch alles Unfuss. Er wußte nicht, was er erwidern sollte, und schwieg bestimmt. Er war froh, als der General in das Zimmer kam. Er erkannte ihn kaum wieder. Heute hatte Erzellenz von Teuffern sein Ehrenkleid angelegt. Die goldene Ehrenlaubinsidier leuchtete vom Schlarlach der Rockaufschläge, breit und rot flammten die Streifen an den Beinkleidern, auf der Brust funkelte die lange Reihe der Orden. Heute war der sonst so unscheinbare kleine Herr wieder ganz er selber — der von einst — ein Stück Preußen — ein Teil der Armees. Er machte unwillkürlich ein fröheres Gesicht als gewöhnlich und schloste in der fremdburgigen, glänzenden Hülle auch dem Schwiegervater einen unbestimmten Respekt ein.

„So! Die Ihren haben schon geschrieben?“ sagte er erfreut auf dessen erste Worte. „Und in zukünftigen Sinn? Um so besser! ... Um so besser! ... Wir hatten immer Sorge, meine Frau und ich, daß ... Sie wissen ja, lieber Feddersen, ... ich hab' mir ja meinerseits meinen Schwiegervater auch eigentlich anders gebacht ...“

„Aber Ezzelenz ...“

„Verstehen Sie mich nicht falsch: mir wäre jemand aus dem Kreise, den ich überhaupte, lieber ... wo ich

selbst mitraten und die Verantworung übernehmen kann ... Aber meine Tochter will's! Ich habe kein Recht, ihrem Glück im Weg zu stehen, und würde es mir nie vergehen ...“

Karl Feddersen war wieder gekränkt. Von allen Seiten warnte man ihn heute, wollte ihn nicht haben — ihn, mit seinem Geld. Aber der General von Teuffern schloß einfach und herzlich:

„Mir ist mit der Einwilligung der Ihren ein rechter Stein von der Seele gefallen! Eigentlich betrachte ich Sie nun erst als meinen Schwiegervater! Also auf „Du“, mein guter Karl! Werde glücklich und mache die Greta glücklich!“

Er breitete die Arme aus. Die beiden, der preussische General und der Pariser Millionär, küßten sich. Dann kam das „Du“ mit Frau von Teuffern an die Reihe, und als das geschah, fragte Karl Feddersen mit gerötetem Kopf:

„Wo ist denn Greta?“

„Sie steht da nebenan mit einem ganzen Haufen Mädels zusammen,“ sagte der alte Herr beglücklich. Er hatte ein wenig feuchte Augen. Auch die Generalin wirtschastete mit ihrem Taschentuch. „Was hat Du da wieder für schöne Blumen? Verwöhnt mir das Kind nur nicht zu sehr ...“

Sein Schwiegervater dachte sich: Wenn Ihr ahntet, daß mich das Kind eben eine halbe Million gekostet hat! Dann schlug er sich die Brauerer aus dem Kopf. Mit dem still strahlenden Lächeln des Bräutigams stand er auf der Schwelle des Zimmers, das voll von jungen Mädchen war. Er erinnerte einige von dem ersten Kunstbriee im Hotel Adlon wieder — die kleine Grün — die große, frische Blondine. Margarete stand mitten in dem leuchtendblauen, rosa und weiß getönten Schwarm, um einen hageren Kopf größer als die anderen, wie eine Königin. Sie war ganz in Weiß. An ihrem Hals funkelte die mochnge Diamantbroche, das Laigehäut-Kunwert, das ihr der Bräutigam vorgestern aus Paris als Verlobungsgeschenk mitgebracht, und das die ganze Zeit der Gegenstand seiner Andacht ihrer Freundinnen gewesen war.

„Ihr müßt mich alle in Paris besuchen!“ sagte sie. „Der Reize nach, Jede auf der Hochzeitsreise!“

„Wir dürfen doch nicht! Offiziere dürfen doch nicht nach Paris!“

Daß man Offiziere heiratete, warde, gait in diesem Kreis für selbstverständlich. Margarete drehte sich zu der Sprecherin um:

„Da rufst du mich eben mit wildem Umlaub hinüber!“ lachte sie, sah ihren Bräutigam und eilte ihm entgegen, in Stolz und Eifer, um zu zeigen. Aber er wirkte hier nicht, wie er sollte. Sie fühlte es zu ihrem Bedauern. Ein einfacher, etwas schwerfälliger Zivilist ... Hier war man an schmernde Uniformen und leichtsinnige Kasinogewandtheit gewöhnt. Und wenn schon ein Frack, dann wenigstens bunte Orden darauf — ein adeliger Name ... ein Titel ... Mit dem Herrn Feddersen wußten sie nichts anzufangen, die Schafe ... Herrgott, er konnte doch nicht gleich mit Goldstücken um sich werfen, um zu zeigen, wer er war ...“

Er küßte ihr die Hand und sah ihr zärtlich in das schmale, von der dünnen Haarwelle umrahmte Antlitz. Sie war mädchenhaft schön in dem herrlichen, fließenden Kleid und dem leise vor Verlegenheit geröteten Wangen, ihrer neuen Würde äußerlich doch nicht ganz sicher und innerlich doch sehr bewußt. Sie hing sich an seinen Arm. Aber wenn man sie zusammen sah, sah man nur sie. Er verblühte daneben. Er war das Alltägliche, das lachend, mit leuchtenden Augen, wie aus dem Rahmen eines Bildes herausgestiegen. Er gab sich alle Mühe. Er lud die jungen Damen, die sich seinem Erscheinen mäuschenstill genorden waren, dringend ein, doch nach Paris zu kommen. Es würde sein Automobil am Bahnhof bereitstehen. Sie würden alles zu sehen kriegen. Alle Wunder der Seinefahrt in drei Tagen. Aber sein scherzender Weltmannston verfiel hier nicht. Hier war man naiver. Man nahm auch das Vergnügen noch ernst. Er konnte keinen rechten Waden finden. Da machte der Hausherr die Tür auf und rief:

„Kommt doch herein! Es ist ja schon alles da!“

Der Salon war voll von Uniformen Karl Feddersen hätte nie geglaubt, daß es so viele Spielarten der preussischen Armees, rote, schwarze, goldene, silberne Kragen, hellblau, dunkelblau, grüne und rotverschleierte Röde, Stiefel mit und ohne Sporen geben könne. Dazwischen die Damen. Er wurde überall vorgehört und bewußt sich. Ohne einen Namen zu verstehen. Er schüttelte die Hände. Der Monarchmeister Baron Gumbel sagte ihm dabei lächelnd:

„Sie sind wahrscheinlich hier der einzige Zivilist!“

Ein Frack unter so vielen Uniformen machte sich nie besonders gut. Margarete sagte sich das wohl, als sie am Arm ihres Verlobten zur Tür schritt. Sie empfand wieder die alte Hebeligkeit gegen das doppelte Tuch. Und dann den Hochmut, was war nun alles vorbei ...

(Fortsetzung folgt.)